klinger und guter Mann." Und die Schilderung dieses Schicksalstages schließt sie mit den Worten ab: „Ich war durchaus nicht nervös und hatte die Genugtuung, zu hören, daß man zufrieden war mit dem, was ich getan hatte und wie ich es getan hatte. Wenige Tage später äußerte sie ihre Freude über das neue Amt: „Ich habe ungeheuer viel zu tun, aber es gefällt mir ausgezeichnet." Jugendliches Entzücken ruft der Beifall des Volkes bei der Krönung in ihr hervor: „Es war ein schöner Tag, und die Volksmassen übertrafen alles, was ich je gesehen habe; viele waren es schon an dem Tage, als ich in die Stadt einzog; aber es war nichts — nichts gegen die Mengen, die Millionen meiner treuen Untertanen, die sich auf jedem Fleck bei der Prozession versammelt hatten. Ihr Jubel und ihre Ergebenheit übertrieg alle Begriffe, und ich kann wirklich nicht sagen, wie stolz ich darauf bin, die Königin eines solchen Volkes zu sein." Im übrigen ist sie von 4 Uhr morgens an, wo sie die Salutschüsse aufwecken, ruhig und gemessen in dem allgemeinen Lärm, nur bei der Zeremonie selbst stört sie ein unangenehmes Versehen: „Der Erzbischof hatte mir den Ring an den falschen Finger gesteckt, und die Folge war, daß ich ihn nur mit größter Schwierigkeit wieder abnehmen konnte — es gelang mir nur unter großen Schmerzen. Zu den anmutigsten Kapiteln des ganzen Werkes gehören die Blätter auf denen die Königin die Geschichte ihrer Heirat erzählt. Schon lange bevor sie Königin wurde, war sie von ihrem Onkel, dem König Leopold von Belgien, den sie sehr liebte, auf eine Heirat mit Prinz Albert vorbereitet worden. Im Mai 1836 sah sie ihn zum ersten Male. Er und der Prinz von Orange, beide Bewerber um ihre Hand, wovon sie nichts ahnte, wurden ihr an ihrem 17. Geburtstage auf dem Ball vorgestellt. Der Prinz von Orange flößte ihr kein Interesse ein; über Albert aber schreibt sie in ihr Tagebuch: „Er ist sehr hübsch; sein Haar hat etwa dieselbe Farbe wie meins; seine Augen sind groß und blau und er hat eine sehr schöne Nase und den süßesten Mund mit feinen Zähnen. Aber der Reiz seiner Erscheinung liegt in dem Ausdruck seines Gesichts, der entzückend ist; er ist zugleich voll von Güte und Süße und sehr offen und klug." Aber als die Prinzessin Königin geworden war, wollte sie an keinen Gatten denken; sie liebte ihre Autorität und ihre Stellung. Noch im Juli 1839 berichtet sie von einer Unterhaltung mit Melbourne, in der sie sich gegen eine Verbindung mit einem ihrer Cousins ausspricht. „Ich sagte, ich wünschte, wenn möglich, nicht zu heiraten." „Ich weiß nichts darüber", antwortete er. Im Oktober 1839 kam Albert wieder nach England, und nun änderte die junge Königin rasch ihren Sinn. Wieder spricht sie von seiner hübschen Nase und seinen schönen, blauen Augen und seiner prächtigen, männlichen Erscheinung. „Mein Herz ist ganz erregt." Sie tanzt mit Albert und er „tanzt so wundervoll". Das ist am 11. Oktober, zwei Tage später teilt sie Lord Melbourne mit: „Ich habe meinen Sinn geändert (was die Heirat mit meinem teuersten Albert anbetrifft)". Am folgenden Tage läßt sie ihn zu sich kommen und bleibt mit ihm allein. Das Tagebuch zeigt nichts von Verwirrung bei der delikaten Aufgabe, die ihr in dieser Verlobungsszene zufällt: „Nach einigen Minuten sagte ich ihm, daß ich dächte, er müßte bereits wissen, warum ich ihn zu sehen wünschte, und daß es mich zu glücklich machen würde, wenn er zustimmen würde, zu dem, was ich wünschte (mich zu heiraten). Wir umarmten uns und er war so freundlich, so liebevoll. Ich sagte ihm, daß ich seiner ganz unwürdig wäre, er sagte, er würde sehr glücklich sein, daß Leben mir Dir zuzubringen (im englischen Text deutsch zitiert). Er war so gut und schien so glücklich, daß ich wirklich fühlte, es war der glücklichste, der hellste Augenblick in meinem Leben. Ich sagte ihm, er brächte ein großes Opfer — was er nicht zugeben wollte. Mit der Schilderung der Hochzeit schließt das Mädchentagebuch der Königin Viktoria ab. „Die Zeremonie war sehr eindrucksvoll, schön und einfach. Mein teuerster Albert wiederholte alles sehr deutlich. Ich fühlte mich so glücklich, als der Ring angesteckt wurde, und von Albert." Der „gute Lord Melbourne" war der letzte, mit dem die Königin sprach, bevor das Paar abreiste. „Er drückte mir noch einmal die Hand und sagte: „Gott segne Sie, gnädige Frau", sehr herzlich. Mein teuerster Albert kam und führte mich die Treppe hinunter, wo wir von Mama Abschied nahmen und gegen 4 Uhr abfuhren; ich und Albert allein." Das sind die letzten Worte des Mädchentagebuchs Viktorias.

Gesundheitspflege.

* **Eine rätselhafte Ohrenkrankheit nach Verbrennungen.** Nach einer verhängnisvollen Explosion, die unlängst in Liverpool stattgefunden und zu einer großen Zahl schwererer Verletzungen geführt hat, sind an den Opfern merkwürdige Folgen beobachtet worden, die infolge von Brandwunden bisher noch nicht wahrgenommen worden sind. Die Verletzungen bestanden hauptsächlich in Verbrennungen zweiten und dritten Grades an den Händen und Armen sowie im Gesicht. Die äußeren Ohren waren zuweilen in Mitleidenschaft gezogen, heilten aber in gleicher Weise wie die anderen betroffenen Stellen. Dagegen zeigte sich bei einigen Verunglückten einen vollen Monat nach dem Unfall oder sogar noch später, nachdem die Wunden schon gut geheilt zu sein schienen, eine plötzliche Anschwellung auf beiden Ohren. Schmerz war damit kaum oder gar nicht verbunden, zuweilen nur ein brennendes oder juckendes Gefühl. Die Aerzte versuchten es mit einem Einschnitt in die geschwollenen Teile, konnten damit aber keine Erleichterung schaffen. Es erfolgte keine Eiterung und die Schwellung legte sich allmählich von selbst. Die Formen der Ohren blieben aber vollkommen entstellt und erinnerten an die Mißbildungen, wie sie oft bei angeborenem Idiotismus entwickelt sind. Das Gehör war dabei niemals angegriffen. Vorläufig ist noch keine Erklärung für diese Krankheitserscheinung gefunden worden. Mit den eigentlichen Verletzungen konnten sie kaum in Zusammenhang stehen, da die Brandwunden an den Ohren gleich behandelt und auch gleich geheilt waren wie die übrigen des Gesichts. Dr. Murray, der diese merkwürdigen Fälle im Liverpool-Medico-Chirurgical beschreibt, sucht die Entstehung der Ohrenkrankheit in Nervenstörungen infolge des Unfalls. Wahrscheinlich erklärt diese Annahme aber nur das Verschwinden der Knorpel aus der Ohrmuschel und die dadurch bedingte Verunstaltung, nicht aber die eigentliche Entstehung der Schwellung. Die Aerzte stehen hier also vorläufig noch vor einem Rätsel.

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 45:

„Zwickau."

Wir haben so viele (251) richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen. Wir verteilen aber diesmal außer dem bereits angezeigten Buche noch eine weitere Prämie an die Rätsellöser, nämlich den Saaleroman „Halloria" von Dr. A. Funke.

Die Prämie: Straßers Deutsches Preis-Kochbuch,

eleg. geb.

entfiel auf Gertrude Hermann, Gleisten.

Die Prämie: „Halloria", ein Saaleroman,

von Dr. A. Funke

entfiel auf Robert Pusch, Erdeborn.

Rätsel.

Ein kleines Reich zu der Propheten Zeit
Herrsch' nunmehr umgekehrt ich weit und breit
Bin ich nach vorn im Atlas dir erschienen,
Muß umgekehrt mir nun der Atlas dienen.
Verfallen dem Gericht unwandelbar,
Stell ich, verkehrt, den ew'gen Wandel dar.
Ja öfter den verkehrtesten sogar.

Prämie: „Wer tat's?" Roman von C. Tellmann.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Zweizüger von W. v. Holzhausen.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt. (5+2)

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 44.

Zweizüger von Dr. H. von Gottschall (Tschschrift).

1. De1—d2, Kf4×g3.	2. Se3—f1 Matt.
1. . . . Kf4—e4.	2. Dd2—b4 Matt.
1. . . . Th4 beliebig.	2. Tg3×g4 Matt.
1. . . . e5—e4.	2. Dd2—d6 Matt.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis Verlag von M. Kutschbach. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pobl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 46 Halle a. S., den 17. November 1912

Der Minister des Innern sieht sich veranlaßt!

Bulgarische Skizze von A. Flachs.

Sava Varnow, Kopist im Ministerium des Innern zu Sofia, nimmt ein neues Schriftstück in Angriff, das wieder beginnt: „Der Minister des Innern sieht sich veranlaßt . . ." Plötzlich unterbricht er die Arbeit, legt die Feder fort, schiebt die dunkle Brille hoch auf die Stirn und stützt den schmalen Kopf in die linke Hand. Der bleiche Ministerialschreiber vergißt, daß er sich in Ausübung seines Dienstes in einem Amtszimmer befindet, daß er „erst" seit zwei Stunden ohne Unterlaß Abschriften macht, daß Herr Entschioff ein wachsamer Chef ist . . all das vergißt er und ergeht sich in Betrachtungen: . . . „Der Minister des Innern sieht sich veranlaßt . . ." Wieviele Male mag ich wohl diesen Satz während meiner zweijährigen Dienstzeit schon niedergeschrieben haben. Sicherlich mehr als 10 000 Male! Und das nennt man Leben. Man! Wer? Der blutrote, kugelrunde Herr Chef dort, der so selten die Feder eintaucht und etwas getan zu haben glaubt, wenn er uns arme Teufel unablässig kontrolliert. Ach Gott! Ach Gott!

„Herr Varnow", rief Entschioffs schmetternde Stimme.

Varnow zuckte zusammen, ergriff schleunigst die Feder und nahm die Arbeit wieder auf. Also „. . . sieht sich veranlaßt, die Aufmerksamkeit des Herrn Präfekten X. . . ."

„Herr Varnow!" erklang fortissimo die Fanfare des Oberbeamten, „bitte kommen Sie mal her!"

Varnow erhob sich, vor Angst schlotternd, von dem harten Stuhle und ging hin; seine Kollegen steckten die Nasen tiefer in die Schriftstücke, konnten sich jedoch nicht enthalten, ab und zu energisch nach dem Winkel zu schielen, wo eben die Unterredung zwischen dem Herrn und dem Schreiberknechte begann.

„Herr Varnow, ich muß Ihnen bemerken", setzte der Vorstand laut ein; als er bemerkte, daß die anderen Schreiber aufhorchten und herüber blinzelten, fuhr er leise fort: „Ich sagte also — Ihnen bemerken, daß Sie gar zu oft Pausen machen;"

„Weil ich müde bin", erwiderte Varnow traurig und richtete um Verzeihung bittende Blicke auf den Vorgesetzten. Doch der war immer streng gegen andere und replizierte:

„Herr, warum wird der Staat nicht müde, Ihnen den Gehalt zu zahlen?"

Der junge Mann blickte zu Boden und flüsterte:

„Auch bin ich ein wenig krank!"

„Krank? Krank ist er! Sie sind ein großer Herr, daß Sie zum Kranksein Zeit haben", schnaubte leise der Chef. „Wer gewissenhaft arbeitet, kommt gar nicht dazu, darüber nachzudenken, ob er überhaupt lebt, geschweige, ob er krank oder gesund ist . . . Sie können wieder gehen."

Varnow schlich zu seinem Tisch zurück. Während er Platz nahm, wackelte der Stuhl. Der Schreiber seufzte . . . ja, ja, er sitzt nicht mehr sicher auf diesem Platz. Und was dann, wenn? . . . Also: „Der Minister des Innern sieht sich veranlaßt, die Aufmerksamkeit des Herrn Präfekten auf den bedauerlichen Umstand zu lenken, daß . . ."

Durch das offene Fenster drang milde Frühlingsluft herein in das Gemach, in welchem die Kopisten mit krummem Rücken stumm und unermüdlich Aktenstücke abschrieben, die so häufig mit dem Satze „Der Minister des Innern sieht sich veranlaßt" begannen.

Der Chef las einen Stoß Zeitungen durch, dann promenierte er, ein Liedchen trällernd, die Hände auf dem Rücken, die Blicke in kontrollierender Tätigkeit, lange, lange auf und ab. Herr Entschioff war vorzüglicher Laune im Gegensatz zu seinen Untergebenen. Er wurde nicht müde, spazieren zu gehen und zu trällern: das ärgerte die stummen Tagelöhner, die gern auch ein wenig die Glieder gereckt und gestreckt hätten und eine Weile singend oder pfeifend oder plaudernd im Zimmer spazieren gegangen wären.

Endlich, endlich war die Bureauzeit um. Keiner der Schreiber wagte es heute, als der Erste die Arbeit einzustellen und Herr Entschioff dachte gerade mit faltiger Stirn darüber nach, ob er heute zum Abendessen Wein oder Bier trinken soll, und wenn Wein, ob roten oder weißen, starken oder leichten. So verstrichen fünfzehn Minuten.

„Für heute genug!" dekretierte plötzlich Herr Entschioff.

Sava Varnow verließ das Amt. Den Kopf nach links neigend, die Augen niedergeschlagend, ging er langsam nach Hause. Er bemerkte nicht, wie ringsumher Natur und Menschen den heranschwellenden Odem eines schönen Frühlingstages freudig atmeten.

Nun war er in seiner Kammer. Sein stumpfer Blick glitt über die weißen Leinwandgardinen, den wackligen Tisch mit dem Messingleuchter darauf, der eine Talgkerze trug. Varnow blieb einen Augenblick gedankenverloren in der Tür stehen, dann warf er sich auf das schwächliche Bett, das unter der Last ächzte. „Was mag denn nur dieser Entschioff haben, daß er mich seit einiger Zeit so furchtbar verfolgt?" fragte sich der Schreiber und mühte sich lange und lange, aber vergeblich, die richtige Antwort zu finden.

Unterdessen war es dunkel geworden. Zwitschernde Vögel, angenehme kühle Lüfte und die Silberpfeile des aufsteigenden Mondes brachten dem betrübten Schreiber die Kunde von der Ankunft eines schönen Abends. Aber Varnow war von des Tages Arbeitmüde und vom erfolglosen Brüten über des Chefs wachsende Feindseligkeit abgespannt; er sehnte sich nach Vergessen im Schlafe, aber diesen verscheuchte, so oft er sich näherte, immer wieder der erbarmungslose Hunger. Endlich blieb der Schlaf Sieger. Varnow träumte: Er ist in der Hölle und muß den Satz „der Minister des Innern sieht sich veranlaßt" täglich zehntausendmal aussprechen und gleichzeitig niederschreiben; wenn er mitunter vor Müdigkeit den Mund schließt und die Hand sinken läßt, stürzt Satan, der ganz wie Entschioff aussieht, herbei und sticht ihn mit seinen spitzen Blicken ins Herz, bis es blutet, und dann fängt Varnow verzweifelt seufzend wieder an: „Der Minister des Innern sieht sich veranlaßt . . ."

*

„Stejan, Du kommst seit einiger Zeit immer so verdrießlich aus dem Bureau. „Hast Du dort Aerger?" fragte Frau Zwanka Entschioff ihren Gatten, der dem eben verzehrten Lammsbraten ein Glas roten Weines nachzog.

„Aerger? Eigentlich nicht — und doch . . . ja, es ist Aerger!" entgegnete Entschioff, indem er sich in den weichen Fauteuil zurücklehnte und den Kaffee schlundweise schlürfte. In meinem Bureau habe ich einen Schreiber, der wird von Tag zu Tag frecher, er leidet an Größenwahn . . . der Sava Varnow!"

Frau Zwanka riß ihren beträchtlichen Mund zu ganzer Weite auf und stammelte dann:

„Wie? Der? Dieser bescheidene Mensch,"

„Bescheiden? Ha, ha, ha! Ein Weib, selbst das klügste, ist und bleibt doch dumm wie ein Kürbis: der und bescheiden! Er trägt ja seit einiger Zeit eine Brille — dieser Scharlatan . . ."

„Vielleicht ist er kurzsichtig?"

„Nein, hochmütig ist er und begreift nicht, daß es unschicklich ist, ein Augenglas zu benutzen, wenn sein Vorgesetzter einen Zwicker trägt . . . Es muß doch Unterschiede geben, auch äußerliche. Bulgarien ist ja Gott sei Dank noch keine anarchische Republik, wo jeder tun und lassen kann, was er will."

Frau Zwanka hätte gern wissen mögen, was das ist, was Bulgarien Gott sei Dank noch nicht ist; das fremdländische Wort „anarchische" hatte sie noch nie gehört, aber sie traute sich nicht, den Redefluß ihres Gatten zu unterbrechen, und begnügte sich daher, ihn bedauernd anzusehen.

„Und mit der Brille", fuhr Herr Entschioff fort, „sieht der Mensch so verdächtig intelligent aus. Er spielt sich auch auf den Gebildeten hinaus. Macht nie einen orthographischen Fehler und verbessert sogar die Vorlage, wenn drin ein Wort ausgelassen ist oder ähnliches."

„So, so", meinte kopfschüttelnd Zwanka.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19121117021/fragment/page=0001

„Ich sage Dir, er ist ein heimtückischer Mensch, ein verkappter Revolutionär, ein Anarchist! Ich habe ihn schon dreimal dabei ertappt, wie er die Feder weglegte, um über etwas nachzudenken. Schreiber, die denken, könnte ich gerade noch brauchen! Ich danke schön! Unerhört! Er bildet sich auch riesig viel darauf ein, daß er das Lyzeum absolviert hat — Kunststück! Wäre ich nach der dritten Klasse nicht ausgesprungen, sondern hätte weiter studiert — Minister wäre ich heute. Und denke nur, er hat neulich ein Liebesgedicht veröffentlicht. Ein armer Schlucker wie der hat die Frechheit, hübsche Gedichte zu machen und sie noch drucken zu lassen! Ein Kopist im Dienste des Staates erlaubt sich Gefühle und Gedanken zu haben. Warte nur, Bruder, das Denken werde ich Dir schon vertreiben!

„Ärgere Dich doch jetzt nicht, lieber Stojan, jetzt gleich nach dem Essen. Und denk nicht mehr an den dummen Jungen, rauch' in Frieden Deine Zigarre!"

„Ja, Frieden! Läßt mich denn dieser Dummkopf in Frieden? Vorigen Sonntag begegne ich ihm auf der Straße und glaube, der Schlag rührt mich. Hat der Hungerleider einen Zylinder auf . . . ja, ja . . . ganz wie unsereiner . . . Und jetzt trägt er ihn sogar alle Tage. Was sagst Du dazu?"

„Nun, vielleicht hat er keinen andern Hut?"

„Ist das eine Entschuldigung? Mag er sich einen Topf aufsetzen, wenn er keinen anderen Hut besitzt. Nur hervorragende Männer dürfen Zylinder tragen. Mein lieber Barnow, Dir werd' ich tempora und mores lehren!"

Der Mai war ins Land gekommen mit Blütenduft und grünem Laub, aber auch mit Juli-Gluten. Alle Fenster standen offen in jenem Zimmer des Ministeriums des Innern, wo die Kopisten mit krummen Rücken an den Tischen saßen, und doch war dort die Luft schwül und dick. Sava Barnow mußte oft im Schreiben innehalten, um sich rasch, rasch den Schweiß abzutrocknen, der von der Stirn und der Nasenspitze auf das Papier vor ihm herabzutröpfeln drohte.

„Herr Barnow", rief Entschioff von seinem Platze aus, „die Hitze kommt Ihnen wohl sehr gelegen?"

„Wie denn?" fragte zaghaft der Angeredete.

„Sie machen ja alle Augenblicke Pausen, angeblich um Ihr Gesicht eben abzutrocknen, tatsächlich um auszuruhen!"

Barnow seufzte still und beschloß, künftighin erst nach den Amtsstunden den Schweiß abzuwischen.

Eine Fliege kam munter surrend hereingeflogen und benutzte gerade Barnows schwitzendes Gesicht als Terrain für ihre Promenaden. Der Schreiber jagte sie fort, sie kam aber immer wieder zurück, und jetzt erwählte sie sich sogar Barnows Nase als geeigneten Spazierweg. Das kitzelte, und Barnow schlug immer heftiger nach der Fliege, traf aber stets nur die Luft oder seine Nase.

„Das ist doch zu viel, Herr Barnow!" zeterte da plötzlich Entschioff, der den Kampf seines Untergebenen mit dem zudringlichen Insekt eine Zeit lang beobachtet hatte. „Sie sollen hier arbeiten, aber nicht sich mit Fliegenfangen unterhalten!"

Der Schreiber öffnete den Mund, um sich zu entschuldigen, aber Entschioff fuhr fort zu schmettern:

„Herr, ich konstatiere, daß Sie seit zehn Minuten, statt zu schreiben, Fliegen fangen . . . Sapientis satis."

Barnow wußte, das falsche lateinische Zitat bedeutete in richtigem Bulgarisch die baldige Verabschiedung und ihm wurde vor Kränkung übel. Das ewige „der Minister sieht sich veranlaßt" war ihm bis zum Ueberdruß langweilig, der Dienst überhaupt verhaßt, aber wenn er diese erbärmliche Stellung verliert, die er in Ermangelung eines Besseren und der Hoffnung auf baldiges Avancement angenommen hatte, läuft er Gefahr, gänzlich zu verhungern.

„Sapientis satis . . ." im Munde Juli war Barnow postenlos. Verbrennung und ohnmächtiger Zorn verwandelten Barnows Güte und Milde mit einem Male in gallige Bosheit, machten aus dem sanften Gelegenheitsdichter einen satirischen Polemiker. Die Oppositionszeitungen veröffentlichten gern seine Aufsätze, die sehr großen Beifall fanden, schon des Tons wegen — sie waren nämlich in einer dem Amtsstil nachgebildeten Sprache geschrieben. Zum Beispiel der Minister des Innern möge sich doch endlich veranlaßt sehen, die Aufmerksamkeit der Herren Präfekten auf den bedauerlichen Umstand zu lenken, daß sie samt und sonders Schafsköpfe sind usw.

Jener Jahre später ist Barnow ein gefürchteter Parlamentsredner, noch zwei Jahre verstreichen, und er wird Minister des Innern. Man erinnert sich da — in den Cafehäusern, den Restaurants, in Familienkreisen — daß Barnow von 4—5 Jahren noch Schreiber war und von Entschioff entlassen wurde, und man kannte auch die Hauptmotive. Zylinder und Brille . . . Frau Zwanka hatte sie damals einer Freundin vertraulich mitgeteilt, diese war verschwiegen gewesen wie das Grab.

Nun aber, da der Gemaßregelte Minister geworden, konnte die Freundin diese prickelnde Geschichte nicht verschweigen, sie besorgte, daran zu ersticken. Selbstverständlich erfuhr nun auch Barnow, welche Umstände ihn damals um den Schreiber-Posten gebracht hatten.

Zwei Wochen nach Besitzergreifung des hohen Amtes sah sich der Minister Barnow veranlaßt, dem Kanzleidirektor vertraulich zu bedeuten, daß sich mehrere Subalternbeamte durch Tragen von Zylindern und Brillen in ungebührlicher Weise bemerkbar machen . . .

Der Taufschein.

Humoreske von Alwin Römer.

Wir saßen am Stammtisch der Honoratioren des kleinen Gebirgsbades. Der Bürgermeister hatte mich mitgenommen, um mir eine Abwechselung zu verschaffen. Es regnete nämlich seit fünf Tagen. Und so lange war ich gerade da, um Walbluft zu genießen.

Mit der wohltuenden Wichtigkeit eines Oberkommandierenden stellte er mich vor. Ich verbeugte mich siebenmal nach verschiedenen Richtungen hin, bekam einen Deckelkrug Münchener, das vom langen Lauschen merklich matt war und hörte andächtig zu, wie weise Männer redeten.

Man sprach über Personen-Verwechselungen, die infolge eines großen Bankdiebstahls zu peinlichen Verhaftungen geführt hatten, und betonte die Wichtigkeit amtlicher Ausweispapiere.

„Lapifari", sagte der Kommissionsrat, der offenbar weit in der Welt umher gekommen war und in diesem Kreise hohes Ansehen genoß, „was helfen einem die schönsten Ausweispapiere, wenn sie einem unterwegs gestohlen werden! Ich weiß ein Liedchen davon zu singen!"

Seine Augen blitzten herausfordernd und seine Adlernase bog sich noch weiter nach unten, als habe er nicht übel Lust, damit dreinzuhacken, wenn sich jemand erlauben sollte, ihm für die nächste Viertelstunde das Wort nicht zu lassen.

„Ein sehr interessanter Herr! Passen Sie auf, was der aus seinem Leben zu erzählen weiß!" flüsterte mir der Stadtregent zu. Und der Kommissionsrat begann:

„Ich hatte vor zehn Jahren in Rußland zu tun. Wichtige Sache. Unterhandlungen wegen der Gründung neuer Zuckerfabriken im Wolgagebiete. Eine Brieftasche voll Geld trug ich in der Weste eingenäht. Einen kleineren Barbestand nebst meinen Ausweispapieren in der inneren Rocktasche.

In Berlin hatte ich auf den Nachtzug zu warten, aß zu Abend und ging dann in ein Café, um die paar übrigen Stunden bei den Zeitungen totzuschlagen.

Die Lektüre langweilte mich. Ich sah alsbald ein paar Billardspielern zu, und als die ihre Partie beendet hatten und ich aufgefordert wurde, griff ich selbst zum Queue.

Es war heiß in dem schlecht ventilierten Raume. Ich ahmte daher das Beispiel der anderen nach und spielte in Hemdärmeln. Der ersten Partie folgte eine zweite und dritte. Als ich zufällig einmal nach der Uhr blickte, merkte ich, daß es die höchste Zeit war, auf den Bahnhof zu kommen. Wir brachen daher ab. Man half mir mit Bedauern in meinen Rock. Ich zahlte. Aus dem Portemonnaie, das ich in der Hosentasche trug. Und hastig empfahl ich mich, stieg draußen in eine Droschke und erreichte mit knapper Not noch gerade meinen Zug. Hier machte ich mir's im Schlafwagen bequem und erwachte erst an der russischen Grenze, kurz vor der Zollrevision in Beuthen.

Herrgott, war das ein Schreck, als ich merkte, daß ich in meiner Rocktasche keine Papiere mehr hatte! Ich suchte fieberhaft an allen möglichen Orten, bis ich entdeckte, daß man mir im Café abends zuvor raffiniert den Rock vertauscht hatte. Die dunkle Farbe und das schlechte Licht, meine Eile dazu waren gute Helfershelfer gewesen. Und wäre das Sümmchen an Kassenscheinen auch ganz gut zu verschmerzen gewesen, so fehlte mir vor allem doch mein Reisepaß.

Hätte ich umkehren müssen, wäre mir ein verhängnisvoller Zeitverlust entstanden, den unsere Konkurrenz natürlich nach Kräften ausgenutzt haben würde. Ich mußte es also mit dem heiligen Nubel versuchen, der in Rußland bekanntlich wundertätig ist. Und da ich im Zuge einen mir bekannten russischen Großindustriellen mit hohen Verbindungen fand, so gelang es mir nach etlichen Opfern nicht nur, die Grenze zu passieren, sondern ich erhielt auch durch seine Vermittlung eine Art Notpaß, der mich vorläufig weiteren Sorgen im Zarenreiche überhob.

Dadurch versäumte ich es leider, sofort eine Anzeige nach Berlin zu drahten, sondern verschob Recherchen, von denen ich mir sowieso nicht viel versprach, auf die Zeit nach meiner Rückkehr, die ja nach wenigen Wochen erfolgen mußte.

Aber wie das so geht, zumal im heiligen Rußland: bald tauchte hier ein Hindernis in Gestalt eines dickköpfigen Bauern auf, der sich von einem Stück Acker nicht trennen wollte, bald fand sich dort eine Hemmschraube in Form einer alten Polizei-Verordnung, die mit Rubelscheinen aus der Welt geschafft werden mußte. Die Zeit zog sich hin, und aus den Wochen wurden Monate.

Als ich endlich wieder deutschen Boden betrat, war weit über ein Vierteljahr ins Land gegangen . . ."

Der Erzähler machte eine Pause, um von seiner Zitronen-Limonade zu trinken.

„Ja, dann war doch aber alles verhältnismäßig gut gegangen, Herr Kommissionsrat!" rief enttäuscht der kleine, majestätische Bürgermeister, der offenbar erwartet hatte, den interessanten Erzähler als Zobeljäger in Sibirien oder gar an Ketten gefesselt in den Altaï-Bergwerken zu sehen. „Wenn Sie so glücklich wieder zurückgekommen sind über die Grenze — ohne richtige Papiere!

Hier in Deutschland haben Sie sich doch ganz anders ausweisen können, sollt' ich meinen!"

„Nur sachte!" sagte der Kommissionsrat und bewegte drohend die Nasenspitze nach unten. „Jetzt wird die Geschichte erst bös! Gerade, wie ich nach Deutschland zurückkam, ging's los!

Ich fuhr zunächst nach Raschberg, wo ich damals eine kleine Villa mein eigen nannte. Denn es war notwendig, mich frisch zu agitieren. Außerdem wollte ich, gestützt auf meine brillanten geschäftlichen Erfolge, mir schnell das Jawort einer schönen jungen Witwe holen, der gegenüber ich bis dahin nicht gewagt hatte, von meiner Liebe zu sprechen. Meine heimlichen Auftraggeber, deren verabredete Geldsendung ausgeblieben war, konnten die paar Tage auch noch länger warten.

Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich aus dem Zuge steige und den Bahnhof betrete? Man starrt mich an wie ein Gespenst. Keiner wagt ein Wort an mich zu richten.

„Guten Tag, Inspektor!" sage ich zum Bahnhofsvorsteher, und reiche ihm die Hand.

„Ja, sind Sie's denn wirklich, Herr Kommissionsrat:" stotterte er. „Ich denke, Sie sind . . . Sie sind . . ."

„Zum Teufel auch", schrie ich ärgerlich, „so reden Sie doch, was soll ich denn sein?"

„Tot!" sagt er, beinah vorwurfsvoll, da er meine warme Vorderflosse lebendig in der Hand hält.

„Ach, warum nicht gar!" lache ich belustigt auf. „Wie werde ich denn so dumm sein! Nein, nein, alter Freund, unter achtzig tu' ich's nicht! Wenn's sein kann, werde ich hundert!"

„Aber in der Zeitung hat's gestanden!" behauptet er. „Sie sind als Leiche aus der Spree gefischt worden bei Berlin. Ihre Papiere, auch Geld, fanden sich in der Rocktasche. Ihre Erben haben Sie rekognosziert. . . ."

„Oho!" wetterte ich. Denn mir wurde langsam unheimlich zumute. „Dann habe ich auf der Welt wohl gar nichts mehr zu suchen?"

„Speziell hier in Raschberg wahrscheinlich nicht!" belehrte er mich voll Bedauern. „Ihre Villa ist ja längst verkauft. Mit der ganzen Einrichtung! Dann haben Ihre drei Neffen von der Lebensversicherung zwanzigtausend Mark ausgezahlt erhalten und sind, soviel ich weiß, nach Amerika ausgewandert . . ."

„Mordselement!" kreischte ich wütend. „Das ist ja eine glänzende Bescherung. Aber das wird annulliert werden! Ich bin nicht tot. Ich will mein Leben noch genießen! Ich will sogar heiraten. Meine Neffen sollen sich freuen. Ich hoffe auf ganz andere Erben! . . . . Wie geht's der kleinen Frau Schlüter, Herr Inspektor, sie ist doch wohlauf?"

Das war nämlich die Gefährtin, auf die ich spekulierte. Eine halbe Million hatte sie. Ich erwähne das nur so beiläufig.

„O, der geht's ausgezeichnet!" berichtete der Beamte. „Die ist gestern hier von diesem Perron aus über zweite Hochzeitsreise gegangen!"

„Was, Teufel, sie hat geheiratet?" brüllte ich wie toll, so daß der Mann mit der roten Mütze unwillkürlich ein paar Schritte zurückwich.

„Den Doktor Märker!" nickte er.

„Wie konnte sie!" stöhnte ich und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Sie waren doch tot, Herr Kommissionsrat!" sagte der Bahnhofsbeamte voll Teilnahme.

Da nahm ich ein Billett und fuhr mit dem Zuge, der gerade einlief, nach Berlin, weil ich fürchten mußte, in Raschberg tobsüchtig zu werden.

Als ich in Berlin den Fuß aus dem Coupé setzte, hat mich auch schon ein Kriminalschutzmann beim Kragen. Die Lebensversicherungsgesellschaft ließ mich nämlich wegen Betrugs verhaften!

Es dauerte Wochen, ehe sich alles aufgeklärt hatte. Der Dieb, der mit meinem Rock und meinen Papieren als guter Beute entkommen war, mußte bei einer andern Affäre verfolgt worden sein und war in die Spree gesprungen und dort untergegangen. Vielleicht auch hatte der Alkohol ihm einen Streich gespielt. Jedenfalls hatte man ihn für mich gehalten, und ich war durch diese verhängnisvolle Kette von Ereignissen nicht nur ein armer Mann geworden; auch meine Heiratspläne waren zerstört. Mein Ruf hatte eine schwere Schädigung erfahren, daß ich Not hatte, meine Auftraggeber zu bestimmen, die von mir in Rußland abgeschlossenen Verträge zu sanktionieren. Sie hatten mich selbstverständlich gleichfalls für tot gehalten und waren nachher natürlich voller Mißtrauen . . .

Na, Schwamm drüber! . . . Es kann mir nicht wieder passieren. Ich habe mir seitdem meinen Taufschein auf die Brust tätowieren lassen und trage im Paß einen entsprechenden Hinweis darauf. Zum zweiten Male fischen sie mich nicht aus der Spree und stecken mich nachher auch noch für ihre Leichtgläubigkeit ein. Das ist sicher!" sagte er und schwieg dann, von der Erinnerung offenbar erregt.

Der Bürgermeister hätte zwar gern auch noch den Taufschein gesehen. Aber die steife Hemdbrust verhinderte leider jede Einsichtnahme.

Ich selber hatte das Glück, den Herrn Kommissionsrat acht Tage später tief im Walde bei einem Luft- und Sonnenbade zu überraschen. Es war inzwischen Prachtwetter geworden.

Wir schüttelten uns die Hände als Kurgenossen und freuten uns der Gleichartigkeit unseres in der Ausdehnung so herzlich bescheidenen Kostüms. Plötzlich jedoch mußte ich fragen:

„Ja, wo ist denn Ihr berühmter Taufschein, Herr Kommissionsrat?"

Auf der breiten Männerbrust war nämlich nicht die geringste Spur der interessanten Tätowierung zu entdecken.

Er erschrak sichtlich. Dann nahmen seine Züge einen blöd bittenden Ausdruck an.

„Nicht wahr", stotterte er hastig, „Sie verraten mich nicht? Ich weiß selbst nicht, wie ich zu der Geschichte neulich gekommen bin. Aber an dem verdammten Stammtisch wird von allen Seiten gelogen. Man gilt nichts, wenn man nicht auch etwas Imponierendes aufzutischen hat. Und da dichtet man sich unbewußt allerlei zusammen.

„Sie dichten aber nicht ohne Talent, Herr Kommissionsrat!" sagte ich sarkastisch.

„Finden Sie wirklich?" rief er, plötzlich wieder in ein heiteres Selbstbewußtsein umschlagend. „Dabei bin ich niemals in Rußland gewesen! Und eine Villa habe ich auch nie besessen!"

„Schwindelmeier!" titulierte ich ihn, aber eine Note bewundernder Anerkennung seiner Münchhausen-Phantasie.

Er lächelte geschmeichelt. Und am Abend rief er mich aus Dankbarkeit zum Zeugen an. Ich mußte dem Stammtisch bestätigen, daß ich beim Luftbad im Walde seinen „Taufschein" gesehen habe . . . .

Aus dem Mädchentagebuche der Königin Viktoria.

Das mit Spannung erwartete Tagebuch der Königin Viktoria aus den Jahren 1832 bis 40 ist soeben unter dem Titel „Die Mädchenzeit der Königin Viktoria" in zwei stattlichen Bänden in London erschienen. Die innersten Gefühle und Gedanken eines jungen Mädchens, das, kaum zur Jungfrau herangereift, die Königin eines großen Volkes wird, sind hier vor uns ausgebreitet, und wenn auch die häufig fühlbaren Auslassungen verhindern, daß alle Schleier von der Seele dieses auf den Höhen der Menschheit stehenden Wesens hinweggezogen werden, so wird uns doch ein tiefer und menschlich sympathischer Einblick in die Entfaltung ihrer Natur gestattet. Ein naives, bescheidenes Kind und zugleich eine ernste, tieffühlende Natur, so wächst sie heran. Ihre erste Eintragung vom 1. August 1832 erzählt von ihrer Reise aus dem geliebten Heim ihrer Jugend, Kensington Palace, nach Birmingham; kindlich freut sie sich an den Ehrungen, die ihr zuteil werden, froh kehrt sie nach Hause zurück, und auch später noch schweifen so manche sehnsüchtigen Gedanken nach dem Jugendheim zurück aus der starren Pracht von Buckingham Palace, wo sie erst allmählich sich zu Hause fühlen lernte. Wie glücklich ist sie über die kleinen Geschenke, die sie zu ihrem 14. Geburtstage erhält: „Mama gab mir eine niedlich kleine rosa Tasche, die sie selbst gearbeitet hatte, eine schöne kleine Opalbrosche und Ohrringe, ein paar hübsche Bücher, ein rosa Kleid und einen Mantel mit Pelzbesatz." Pflicht, das Leitwort der Königin Viktoria in jedem Augenblick ihrer Regierung, gilt auch schon dem Mädchen am höchsten. „Pflicht kommt vor allen Vergnügungen", schreibt sie im Juni 1837 in ihr Tagebuch. Und wie hängt sie an ihrem Vater, den sie gar nicht gekannt hat. „Gestern waren es 15 Jahre, daß es Gott gefiel, meinen geliebtesten Papa von uns zu nehmen. Ich war erst sechs Monate, als diese Heimsuchung über uns kam, und so hatte ich nicht das Glück, ihn kennen zu lernen . . . ." Bald, überraschend bald, naht der Augenblick, wo sie ihr Pflichtgefühl bewähren muß. König William stirbt am 20. Juni 1837 und drei Stunden später, um 6 Uhr morgens, ist der historische Moment da, an dem die Prinzessin als Königin erwacht. Mit erstaunlicher Ruhe zeichnet sie diese weltbewegenden Ereignisse auf: „Um 6 Uhr wachte ich auf und ging zu Mama, die mir sagte, daß der Erzbischof von Canterbury und Lord Conyngham auf mich warteten und mich zu sprechen wünschten. Ich zog mich an, ging ins Wohnzimmer und sprach mit ihnen allein. Lord Conyngham (der Lordkanzler) machte mich damit bekannt, daß mein armer Onkel, der König, nicht mehr sei, 12 Minuten vor 2 Uhr morgens ausgeatmet hatte und ich folglich Königin war. Der Lord kniete nieder und küßte meine Hand und überreichte mir zugleich die offizielle Verkündigung vom Ableben des armen Königs." Sie hörte sich die näheren Umstände vom Tode ihres Vorgängers ruhig an, beauftragt den Lord, der Königin ihr Beileid zu übermitteln. „Dann ging ich in mein Zimmer und zog mich fertig an." Schlicht ist das Herrscherbekenntnis, das sie sich ablegt: „Da es der Vorsehung gefallen hat, mich an diese Stelle zu setzen, so werde ich mein Aeußerstes tun, um meine Pflicht gegen mein Land zu erfüllen. Ich bin sehr jung und vielleicht in vielen, wenn nicht gar in allen Dingen unerfahren, aber ich bin sicher, daß sehr wenige mehr guten Willen und mehr echtes Verlangen haben, zu tun was gut und recht ist, als ich." Um 9 Uhr empfängt sie den Premierminister Lord Melbourne, und das achtzehnjährige Mädchen ist ihm gegenüber „jeder Zoll eine Königin". Sie bittet ihn, ihr beizustehen, und hat sich ihm in der ersten Zeit ihrer Regierung anvertraut, wie eine Tochter ihrem Vater. „Ich sprach mit ihm langere Zeit. Er war in großer Gala. Er gefällt mir sehr gut und ich fühle Vertrauen zu ihm. Er ist ein sehr gradsinniger, ehrlicher und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19121117021/fragment/page=0002